

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Raymond Radiguet

Den Teufel im Leib

Bibliothek Suhrkamp

Radiguet, Raymond
Den Teufel im Leib

Roman

Aus dem Französischen von Friedhelm Kemp

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 147
978-3-518-24058-8

SV

Band 147 der Bibliothek Suhrkamp

Den Teufel im Leib ist das Werk eines Vierzehn- bis Siebzehnjährigen, nicht eines Frühreifen, sondern eines früh Reifen, der, unbekümmert um jede Avantgarde, an den großen klassischen Roman anknüpfte. Jugend wird da nicht aus ferner Erinnerung verdüstert oder verschönt, sondern unmittelbar und unverstellt, in jedem Augenblick identisch mit sich selbst und ihrer Erfahrungsstufe, in Sprache, in Literatur verwandelt.

Raymond Radiguet
Den Teufel im Leib

Roman

Suhrkamp Verlag

Titel der französischen Originalausgabe:

Le diable au corps

Deutsch von Friedhelm Kemp

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

Der Roman erscheint in der Bibliothek Suhrkamp mit freundlicher

Genehmigung des Verlages Kurt Desch München-Wien-Basel.

Copyright 1923 by Editions Bernard Grasset Paris.

Deutsche Rechte beim Verlag Kurt Desch München-Wien-Basel.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24058-8

Den Teufel im Leib

Ich weiß, ich werde mich manchem Vorwurf aussetzen. Doch was kann ich dafür? Ist es meine Schuld, daß ich einige Monate vor Kriegsausbruch zwölf Jahre alt wurde? Die leidenschaftlichen Verwirrungen, in die mich jene ungewöhnliche Zeit stürzte, glichen gewiß nicht den Gefühlen, die man sonst in diesem Alter empfindet; da es aber, dem Anschein zum Trotz, keine Macht gibt, die imstande wäre, uns vor der Zeit die nötige Reife zu verleihen, so mußte ich als Kind ein Abenteuer bestehen, das schon einem Manne genug zu schaffen gemacht hätte. Und ich war nicht der einzige. Auch meine Altersgenossen werden an diese Zeit eine andere Erinnerung haben als die ältere Generation. Wer mir das schon im voraus verdenkt, vergegenwärtige sich doch, was der Krieg für so viele Halbwüchsige bedeutete: vier Jahre große Ferien.

Wir wohnten in F . . . , am Ufer der Marne.

Meine Eltern waren dagegen, daß Buben und Mädchen gemeinsam aufwachsen. Die Sinnlichkeit, die mit uns geboren wird und die noch schlummerte, wurde dadurch jedoch eher gesteigert als abgeschwächt.

Ich bin niemals ein Träumer gewesen. Was anderen, Leichtgläubigeren, als ein Traum erscheint, war für mich ebenso wirklich wie der Käse für die Katze, trotz

der Käseglocke. Die allerdings nicht minder wirklich ist.

Geht die Glocke in Scherben, so macht sich die Katze dies zunutze, auch wenn es ihr Herr ist, der sie zerbricht und sich die Hände daran blutig schneidet.

Bis zu meinem zwölften Lebensjahr kann ich mich keiner Liebschaft entsinnen, außer meiner Zuneigung für ein kleines Mädchen namens Carmen, dem ich durch einen jüngeren Gefährten einen Brief zustellen ließ, darin ich ihm meine Liebe erklärte. Unter Berufung auf diese Liebe bat ich sie, mir ein Rendezvous zu gewähren. Mein Brief war ihr frühmorgens auf dem Schulweg übergeben worden. Die Erkorene war das einzige Mädchen, das mir glich, weil sie reinlich war und in Begleitung einer kleinen Schwester, wie ich mit meinem kleinen Bruder, zur Schule ging. Damit diese beiden Zeugen reinen Mund hielten, faßte ich den Plan, sie sozusagen miteinander zu verheiraten. Ich legte also meinem Brief im Namen meines Bruders, der des Schreibens noch unkundig war, einen anderen an Fräulein Fauvette bei. Meinem Bruder erklärte ich, daß ich mich zum Vermittler für ihn gemacht hätte und wie gut wir es getroffen hätten, gerade an zwei Schwestern unseres Alters zu geraten, die noch dazu so ausgefallene Vornamen trügen. Daß ich mich über Carmens Wohlerzogenheit nicht getäuscht hatte, sollte ich zu meinem Leidwesen noch am gleichen Tage erfahren, als ich nach dem Mittagessen mit meinen Eltern, die mich verwöhnten und mir alles durchgehen ließen, wieder in die Schule zurückkehrte.

Kaum hatten meine Kameraden an ihren Pulten Platz genommen, während ich noch vor einem Wandschrank hockte, um in meiner Eigenschaft als Primus die Bücher zum Vorlesen herauszuholen, als der Direktor eintrat. Die Schüler erhoben sich. Er hielt einen Brief in der Hand. Mir wurde weich in den Knien, die Bücher fielen zu Boden, und während ich sie wieder zusammensuchte, sprach der Direktor mit dem Lehrer. Die Schüler in den ersten Bänken mußten wohl meinen Namen flüstern hören, denn schon drehten sie sich nach mir um, der ganz von Purpur übergossen im Hintergrund des Klassenzimmers stand. Endlich rief der Direktor mich zu sich, und um mich auf eine ausgesuchte Weise zu strafen, ohne, wie er meinte, meine Mitschüler dabei auf schlechte Gedanken zu bringen, gratulierte er mir, einen Brief von zwölf Zeilen ohne einen einzigen Fehler geschrieben zu haben. Er fragte mich, ob ich ihn auch wirklich allein geschrieben hätte, dann befahl er mir, ihm auf sein Zimmer zu folgen. Wir begaben uns aber nicht dorthin. Er kanzelte mich draußen im Hof ab, im strömenden Regen. Was meine moralischen Begriffe ziemlich durcheinander brachte, war der Umstand, daß er es für ein ebenso strafwürdiges Vergehen erachtete, das junge Mädchen (dessen Eltern ihm meine Liebeserklärung zugestellt hatten) kompromittiert, wie einen Bogen Briefpapier entwendet zu haben. Er drohte mir, das Blatt meinen Eltern zu schicken. Ich bat ihn flehentlich, dies nicht zu tun. Er gab nach, sagte jedoch, er werde den Brief aufheben und bei dem ersten Rückfall nicht umhinkönnen, meine Eltern von dem anstößigen Betragen ihres Sohnes zu unterrichten.

Diese Mischung von Frechheit und Schüchternheit führte die Meinen irre und täuschte sie, wie mir in der Schule meine leichte Auffassungsgabe, die zugleich Faulheit war, den Ruf eines guten Schülers eingetragen hatte.

Ich kehrte in die Klasse zurück. Der Professor begrüßte mich mit dem ironischen Ehrennamen eines Don Juan. Ich fühlte mich höchst geschmeichelt, daß er mir gegenüber den Titel eines Werkes anführte, das ich kannte und das meinen Kameraden noch unbekannt war. Sein »Guten Morgen, Don Juan« und mein verständnisvolles Lächeln veränderten die Haltung der Klasse zu mir. Vielleicht hatten meine Mitschüler schon erfahren, daß ich einen Jungen der untersten Klassen beauftragt hatte, einem Mädchen einen Brief zu überbringen. Dieser Junge hieß Messenger: Ich hatte ihn nicht seines Namens wegen gewählt, aber dieser Name hatte mir immerhin Vertrauen eingeflößt.

Um ein Uhr hatte ich den Direktor angefleht, meinem Vater nichts zu verraten; um vier brannte ich vor Ungeduld, ihm alles zu erzählen. Nichts zwang mich dazu. Ich würde mir dieses Geständnis als Freimütigkeit auslegen. Und da ich wußte, daß mein Vater die Sache nicht tragisch nehmen würde, war ich schließlich entzückt, daß er meine Heldentat erführe.

Ich berichtete also, was vorgefallen war, und fügte voll Stolz hinzu, der Direktor habe mir (wie einem erwachsenen Manne) unbedingte Diskretion zugesichert. Mein Vater wollte wissen, ob dieser ganze Liebesroman nicht einfach aus der Luft gegriffen war. Er suchte daher den Direktor auf. Im Verlauf dieses Be-

suches kam er wie beiläufig auch auf mein Abenteuer zu sprechen, das er als einen Scherz bezeichnete. »Wie?« sagte der Direktor überrascht und ziemlich betreten; »er hat Ihnen das erzählt? Er hatte mich inständig gebeten, es zu verschweigen; er behauptete, Sie würden ihn sonst umbringen.«

Diese Lüge des Direktors diente ihm zur Entschuldigung; sie trug dazu bei, mein männliches Bewußtsein gewaltig zu heben. Mit einem Streich hatte ich mir die Achtung meiner Mitschüler erworben und das verständnisvolle Zwinkern des Klassenlehrers. Der Direktor verbarg seinen Groll. Der Unglückliche wußte noch nicht, was mir schon bekannt war: Mein Vater, der sein Verhalten ungehörig fand, hatte beschlossen, mich nach Ablauf des Schuljahrs von der Anstalt zu nehmen. Wir standen damals am Anfang des Juni. Meine Mutter, die nicht wollte, daß diese Absicht sich auf meine Preise und Auszeichnungen nachteilig auswirke, behielt sich jedoch vor, die Angelegenheit erst nach der Preisverteilung zur Sprache zu bringen. Als es soweit war, empfing ich, dank einer Ungerechtigkeit des Direktors, der wohl undeutlich die Folgen seiner Lüge fürchtete, als einziger der Klasse den Goldenen Kranz, der auch dem Ersten Preis zugestanden hätte. Er hatte sich gehörig verrechnet: Die Schule verlor darüber ihre beiden besten Schüler, denn auch der Vater des Ersten Preises nahm seinen Sohn von der Anstalt.

Schüler wie wir dienten aber als Lockvögel, um andere herbeizuziehen.

Meine Mutter hielt mich noch für zu jung, um das »Henri IV« zu besuchen. Was in ihrem Geiste so viel hieß wie: zu jung, um mit dem Zug nach Paris zu fahren. Ich blieb also zu Hause und arbeitete alleine.

Ich versprach mir unbeschränkte Freuden; denn da es mir gelang, die gleiche Arbeit in vier Stunden zu erledigen, die meine ehemaligen Mitschüler nicht einmal in zwei Tagen bewältigten, war ich weit über die Hälfte des Tages mein eigener Herr. Ich strolchte allein die Ufer der Marne entlang, die für uns so sehr *der* Fluß war, daß meine Schwestern, wenn sie von der Seine sprachen, sie »eine Marne« nannten. Ich nahm sogar das Boot meines Vaters, trotz seines Verbotes; aber ich ruderte nicht, ohne mir doch einzugestehen, daß ich es nicht nur aus Furcht vor dem Ungehorsam unterließ, sondern weil ich einfach Angst hatte. Ich streckte mich am Boden des Kahns aus und las. In den beiden Jahren 1913 und 1914 habe ich dergestalt an die zweihundert Bücher verschlungen. Durchaus nicht, was man schlechte Bücher nennt, sondern eher die besten, wenn nicht ihrer Gesinnung, so doch ihrem Werte nach. So kam es, daß ich später, in dem Alter, wo man gewisse Jugendschriften gewöhnlich verachtet, an ihrem kindlichen Zauber Geschmack fand, während ich sie damals um nichts in der Welt hätte lesen wollen.

Der Nachteil dieses Wechsels zwischen kurzer Arbeit und ausgedehnter Freizeit lag darin, daß er mir das ganze Jahr in eine Art falscher Ferien verwandelte. Das tägliche Pensum war zwar an sich eine Kleinigkeit, aber da ich auch während der Ferien arbeitete,

so war diese Kleinigkeit wie ein Korke, den man einer Katze auf Lebenszeit an den Schwanz bindet, während sie gewiß lieber einen Monat lang eine Bratpfanne hinter sich herschleifte.

Die echten Ferien näherten sich, und ich kümmerte mich kaum darum, weil sie nichts an meiner Zeiteinteilung änderten. Die Katze lauerte immer noch auf den Käse unter der Glocke. Da brach der Krieg aus. Er zerschlug die Glocke. Die Herrschaft hatte andere Sorgen, und für die Katze war dies ein gefundenes Fressen.

Eigentlich war der Ausbruch des Krieges für alle ein gefundenes Fressen. Die Kinder, ihre Prämienbücher unter dem Arm, drängten sich vor den Anschlägen. Den schlechten Schülern kam das häusliche Durcheinander zustatten.

Wir gingen alle Tage nach dem Abendessen zu dem zwei Kilometer entfernten Bahnhof von J . . . und sahen die Militärzüge vorbeifahren. Wir nahmen Sträuße von Glockenblumen mit und warfen sie den Soldaten zu. Damen in weißen Kitteln füllten die Feldflaschen mit Rotwein, der dabei literweise auf den mit Blumen überstreuten Bahnsteig floß. Das Ganze hinterließ mir eine Erinnerung wie an ein Feuerwerk. Noch niemals hatte ich so viel Wein vergeuden sehen, so viel verwelkte Blumen. Wir mußten die Fenster unseres Hauses beflaggen.

Bald gingen wir nicht mehr nach J . . . Meine Geschwister fingen an, dem Krieg zu grollen, er dauerte ihnen zu lange. Er verhinderte unsere Reise an die See.

Gewohnt, spät aufzustehen, mußten sie schon um sechs Uhr früh die Zeitungen holen gehen. Ein armseliger Zeitvertreib! Aber um den zwanzigsten August fangen diese jugendlichen Ungeheuer an, neue Hoffnung zu schöpfen. Statt vom Tisch aufzustehen, wo die Erwachsenen noch eine Weile miteinander reden, bleiben sie, um meinem Vater zu lauschen, der etwas von einer Abreise verlauten läßt. Allerdings gäbe es keine Verkehrsmittel mehr. Man werde weite Strecken mit dem Fahrrad zurücklegen müssen. Die Brüder ziehen meine kleine Schwester auf. Die Räder ihres Fahrrads haben kaum vierzig Zentimeter Durchmesser. »Wir werden dich allein auf der Landstraße zurücklassen.« Meine Schwester bricht in Schluchzen aus. Doch mit welcher Begeisterung werden die Maschinen geputzt! Alle Trägheit ist wie verflogen. Sie schlagen vor, die meine zu reparieren. Sie stehen in aller Frühe auf, um gleich die neuesten Nachrichten zu erfahren. Während jeder sich verwundert, entdecke ich endlich die Triebkräfte dieses Patriotismus: eine Reise auf dem Fahrrad! bis ans Meer! und ein Meer, das sehr viel weiter weg liegt, und wo es noch schöner sein wird als sonst. Sie hätten Paris in Brand gesteckt, nur um schneller abfahren zu können. Was Europa in Schrecken versetzte, war ihre einzige Hoffnung geworden.

Unterscheidet sich der Egoismus der Kinder so sehr von unserem eigenen? Sommers auf dem Lande verfluchen wir den Regen, und die Bauern wünschen ihn herbei.

Eine weltgeschichtliche Katastrophe pflegt sich meist durch gewisse Vorzeichen anzukündigen. Das österreichische Attentat, der Skandal des Prozesses Caillaux verbreiteten eine erstickende Atmosphäre, die jeder Narrheit Vorschub leistete. So fällt meine erste wahre Kriegserinnerung noch in die Vorkriegszeit.

Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Wir, meine Brüder und ich, foppten gerne einen unserer Nachbarn, einen grotesken Zwerg mit weißem Spitzbart und einer Kapuze, einen Stadtrat namens Maréchaud. Obgleich wir Tür an Tür wohnten, vermieden wir es geflissentlich, ihn zu grüßen; was ihn so sehr erboste, daß er es eines Tages nicht länger aushielt und uns auf der Straße anredete: »Ihr habt es wohl nicht nötig, einen Stadtrat zu grüßen?« Wir machten uns aus dem Staub. Seit dieser Unverschämtheit lebten wir in offener Feindschaft. Aber was vermochte ein Stadtrat schon gegen uns? Auf dem Hinweg zur Schule, wie auch auf dem Heimweg, zogen meine Brüder seine Glocke mit um so größerer Verwegenheit, als der Hund, der etwa mein Alter hatte, völlig ungefährlich war.

Wie groß aber war meine Überraschung, als ich am Vorabend des 14. Juli 1914, während ich meinen heim-

kehrenden Brüdern entgegenging, einen Menschenauflauf vor dem Gitter der Maréchauds erblickte. Einige gestutzte Linden verbargen nur wenig die Villa in der Tiefe des Gartens. Seit zwei Uhr nachmittags hatte ihr junges Dienstmädchen, das verrückt geworden war, sich auf das Dach geflüchtet und weigerte sich, wieder herabzusteigen. Aus Furcht vor dem Skandal hatten die Maréchauds ihre Läden geschlossen, so daß der tragische Anblick dieser Verrückten auf dem Dach noch dadurch erhöht wurde, daß das Haus wie ausgestorben dalag. Die Leute draußen schrien und empörten sich, daß die Dienstherrschaft nichts unternahm, um die Unglückliche zu retten. Sie schwankte auf den Ziegeln herum, ohne übrigens den Eindruck einer Betrunknen zu machen. Ich wäre für mein Leben gern dageblieben, aber unser Mädchen, das meine Mutter mir nachgeschickt hatte, kam, um uns an die Arbeit zu holen. Sonst müsse ich heute abend zu Hause bleiben. Zu Tode bekümmert ließ ich mich fortführen und bat zu Gott, das Dienstmädchen möchte noch auf dem Dach sein, wenn ich meinen Vater vom Bahnhof abholen ginge.

Sie war immer noch auf ihrem Posten, aber die wenigen Passanten, die aus Paris heimkehrten, hatten es eilig, nach Hause und zu ihrem Abendessen zu kommen, um nachher den Bürgerball nicht zu versäumen. So gönnten sie ihr nur einen zerstreuten Aufblick.

Für das Dienstmädchen handelte es sich übrigens bis dahin nur um eine mehr oder weniger öffentliche Probe. Ihr eigentliches Debut sollte wie üblich erst abends stattfinden, als die leuchtenden Ketten der

Lampions eine echte Rampe bildeten. Straße und Garten waren beide festlich erhellt, denn trotz ihrer vorgetäuschten Abwesenheit hatten die Maréchauds als Honoratioren es doch nicht gewagt, sich der Illumination zu entziehen. Der phantastische Eindruck dieses Verbrecherhauses, auf dessen Dach, wie auf dem Deck eines beflaggten Schiffes, eine Frau mit aufgelösten Haaren umherwanderte, wurde noch gesteigert durch die Stimme dieser Frau: eine unmenschliche, kehlige Stimme von einer solchen Sanftheit, daß einem eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Da die Feuerwehr der kleinen Gemeinde aus lauter »Freiwilligen« besteht, so sind ihre Mitglieder tagsüber anderweitig beschäftigt. Der Milchmann, der Konditor, der Schlosser kommen erst nach Feierabend das Feuer löschen, wenn es bis dahin nicht schon von selbst erloschen ist. Seit der Mobilmachung bildete unsere Feuerwehr außerdem eine Art heimlicher Bürgerwehr, die mit Patrouillengängen, Manövern und nächtlichem Streifendienst beschäftigt war. Diese Wackeren trafen endlich ein und drängten sich durch die Menge.

Eine Frau trat vor. Sie war die Gattin eines anderen Stadtrats, der zu Maréchauds Gegnern gehörte, und seit geraumer Zeit schon bekundete sie in lauten Tönen ihr Mitleid mit der armen Irren. Sie richtete einige Ermahnungen an den Kapitän: »Versuchen Sie doch, ihrer mit Güte Herr zu werden: Die hat sie so sehr entbehren müssen, die arme Kleine, in diesem Hause, wo man sie mit Schlägen traktiert. Vor allem, wenn ihr seltsames Betragen etwa der Furcht entspringt,

man könnte sie fortjagen, und sie wäre dann stellungslos, so sagen Sie ihr nur, ich würde sie zu mir nehmen. Ich will ihr auch gerne den doppelten Lohn zahlen.«

Diese geräuschvolle Gutherzigkeit machte nur einen geringen Eindruck auf die Menge. Die Dame wurde als lästig empfunden. Man dachte nur an das Einfangen. Die Feuerwehrmänner kletterten über das Gartentor, umstellten das Haus und begannen von allen Seiten hochzusteigen. Kaum aber erschien einer oben auf dem Dach, da begann die Menge, wie die Kinder im Kasperltheater, zu toben und das Opfer zu warnen.

»So schweigen Sie doch!« schrie die Dame; was die Zuschauer nur noch mehr zu ihrem »Da kommt einer! Da kommt einer!« aufreizte. Als sie diese Rufe hörte, raffte die Verrückte einige Dachziegel auf, deren ersten sie dem Feuerwehrmann, der eben den First erreicht hatte, auf den Helm warf. Alsbald stiegen die fünf anderen rasch wieder herunter.

Während die Schießstände, die Schaubuden, das Karussell auf dem Rathausplatz das Ausbleiben der Besucher beklagten, an einem solchen Abend, wo man auf reiche Einnahmen rechnen durfte, stiegen die kühnsten Gassenjungen über die Mauer und drängten sich auf dem Rasen, um die Jagd aus der Nähe zu verfolgen. Die Irre sagte einiges, das ich vergessen habe, mit jener tiefen Bekümmernis, wie sie aus der Stimme dessen klingt, der überzeugt ist, daß er selber recht hat und alle anderen sich im Irrtum befinden. Die Gassenjungen, die dieses Schauspiel dem Jahrmarkt vorzogen, wollten jedoch beide Vergnügen ver-

einigen. Voller Besorgnis, die Irre könnte in ihrer Abwesenheit eingefangen werden, liefen sie dennoch hinüber, um rasch eine Runde auf dem Karussell zu fahren. Andere, Klügere, die es sich wie bei der Truppenparade von Vincennes, in dem Astwerk der Linden bequem gemacht hatten, begnügten sich damit, bengalische Lichter und Knallfrösche anzuzünden.

Man kann sich leicht vorstellen, was die beiden eingespernten Alten bei all diesem Spektakel und der jähren Helligkeit vor ihrem Hause ausstehen mochten.

Der Stadtrat, der Gemahl jener menschenfreundlichen Dame, hatte das kleine Mäuerchen des Gatters erklimmen und ließ dort aus dem Stegreif eine Ansprache über die Feigheit der Hausbesitzer vom Stapel. Man klatschte Beifall.

Da die Irre glaubte, der Beifall gelte ihr, verneigte sie sich. Sie hielt immer noch einen Stoß Ziegel unter dem Arm, deren sie sich jedesmal als Wurfgeschöß bediente, sobald sie einen Helm aufblitzen sah. Mit ihrer unmenschlichen Stimme dankte sie, daß man sie endlich verstanden habe. Mir erschien sie wie eine Tochter des Meeres, die als Korsarenkapitän allein auf ihrem sinkenden Schiff stand.

Die Menge zerstreute sich, ihre Neugier hatte nachgelassen. Ich hatte mit meinem Vater dortbleiben wollen, während meine Mutter, um das Verlangen nach Übelkeit, das alle Kinder haben, zu befriedigen, die ihren vom Karussell zur Achterbahn schleifte. Gewiß, ich empfand dieses seltsame Verlangen noch stärker als meine Brüder. Ich liebte es, mein Herz

rasch und unregelmäßig pochen zu fühlen. Aber dieses Schauspiel, voll einer gewaltigen poetischen Kraft, befriedigte mich noch mehr. »Wie bleich du bist«, sagte meine Mutter. Ich schob dies auf die bengalischen Lichter. Sie verliehen mir, sagte ich, eine grüne Gesichtsfarbe.

»Ich fürchte trotzdem, das ist zuviel für sein empfindliches Gemüt«, sagte sie zu meinem Vater.

»Oh«, entgegnete er, »niemand ist weniger empfindlich. Er kann alles mit ansehen, außer, wenn man ein Kaninchen abzieht.«

Mein Vater sagte dies, damit ich bleiben konnte. Aber er wußte, wie sehr dieses Schauspiel mich aufwühlte. Ich fühlte, daß es ihn gleichfalls erregte. Ich bat ihn, mich auf die Schultern zu nehmen, damit ich besser sehen könnte. In Wahrheit war ich einer Ohnmacht nahe, meine Beine wollten mich nicht mehr tragen.

Es waren nun kaum mehr als zwanzig Personen zurückgeblieben. Wir hörten die Fanfaren. Jetzt kam der Fackelzug.

Hundert Fackeln erhellten mit einem Male die Irre, wie nach dem sanften Rampenlicht plötzlich das Magnesium aufblitzt, wenn der neue Star photographiert werden soll. Mit winkenden Händen, als wolle sie von uns Abschied nehmen, warf die Ärmste, die wohl an einen allgemeinen Weltuntergang glauben mochte oder einfach fürchtete, daß man sie nun einfangen werde, sich von dem Dach herab, zertrümmerte in ihrem Sturz mit gräßlichem Krachen die Markise und schlug schmetternd auf die Steinstufen auf. Bisher hatte ich versucht, alles zu ertragen, obwohl meine